

## Zum Verhältnis von Christen und Juden in Deutschland\*

Prof. DDr. Johann Baptist Metz

### 0. Exposé

Im Jahr 1978 hielt Johann Baptist Metz einen wirkungsgeschichtlich bedeutsamen Vortrag beim Katholikentag in Freiburg im Breisgau, der später mehrfach publiziert wurde. Seine theologischen Reflexionen über „Christen und Juden nach Auschwitz“ gehören zu den ersten grundsätzlichen Äußerungen einer „Theologie nach Auschwitz“ in Deutschland. Metz spricht von der absoluten Zäsur, die die Katastrophe der Judenvernichtung weltgeschichtlich und christentumsgeschichtlich markiert.

Die Basiskategorien des theologischen Ansatzes von Metz sind: Erinnerung und Opferperspektive. Erinnerung als theologischer Begriff steht für das Nicht-Vergessen des Leidens der Menschen durch Gott selbst, der Subjekt der *Memoria Passionis* ist. Es gilt, ein Klima der Erinnerung zu schaffen – später wird Metz von „anamnetischer Kultur“ sprechen -, die eine Wiederholung des Grauens unmöglich macht.

Die zweite Basiskategorie stellt die Opfer in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Sein oft zitiertes Diktum lautet prägnant: „Wir Christen kommen hinter Auschwitz nicht mehr zurück. Über Auschwitz hinaus jedoch kommen wir, genau besehen, nur zusammen mit den Opfern von Auschwitz.“

### 1. Moralische Auffassung von Tradition

Ich bin kein Fachmann für die christlich-jüdische Ökumene. Wenn ich mich gleichwohl zu dieser Frage äußere, dann nicht zuletzt deswegen, weil ich nicht so recht weiß, was es heißt, angesichts der Katastrophe von Auschwitz ein "Fachmann" zu sein. Damit ist schon der Name gefallen, ohne den das Verhältnis zwischen Juden und Christen in diesem Land – wie schließlich überhaupt - nicht mehr formuliert und bestimmt werden darf. Der Name, von dem deshalb hier nicht abgegangen, der hier in keinem Augenblick vergessen werden soll, gerade weil er, eben in der Art, in der wir hierzulande, auch als Christen, Geschichte zu bewältigen pflegen, bereits historisch zu werden droht - so als könnte dieser Name, gleich anderen, in eine vorgefaßte und übergreifende Geschichte eingerückt und eingeordnet und damit erfolgreich dem Vergessen oder - was schließlich auf das gleiche hinausläufe - dem selektiven feierlichen Eingedenken ausgeliefert werden: *Auschwitz*, hier vor allem symbolisch gemeint für das Grauen des millionenfachen Mordes am jüdischen Volk.

Auschwitz betrifft uns alle. Das Unbegreifliche an ihm sind ja nicht nur die Henker und ihre Erfüllungsgehilfen, ist nicht nur die Apotheose des Bösen in ihnen und nicht nur das Schweigen Gottes. Unbegreiflich, manchmal noch irritierender ist m. E. das Schweigen der Menschen: das

---

\* Der Text bietet die überarbeitete und erweiterte Fassung eines Vortrags, den der Verfasser zunächst bei einer Veranstaltung des Deutschen Koordinierungsrates für christlich-jüdische Zusammenarbeit beim Katholikentag in Freiburg und dann bei einer ökumenischen Feier anlässlich des Reformationstages in Frankfurt gehalten hat.

Schweigen all derer, die zugeschaut oder weggeschaut und dadurch dieses Volk in seiner Todesnot einer unsagbaren Einsamkeit haben. Ich sage das nicht denunziatorisch, sondern mit Trauer. Ich sage das auch nicht, um etwa den zweifelhaften Begriff einer Kollektivschuld zu Ehren zu bringen. Ich plädiere für eine, wenn ich so sagen darf, moralische Auffassung von Tradition: man kann der Geschichte nur trauern, ihr nur dann Maßstäbe für das eigene Handeln abgewinnen, wenn man die Niederlagen in ihr nicht leugnet und die Katastrophen nicht beschönigt. Ein Geschichtsbewußtsein haben und aus ihm zu leben verheißt, gerade den Katastrophen nicht ausweichen, heißt auch, jedenfalls *eine* Autorität niemals aufkündigen oder verächtlich machen: die Autorität der Leidenden. Dies gilt in unserer christlichen und deutschen Geschichte, wenn irgendwo, für Auschwitz. Das jüdische Schicksal muß moralisch erinnert werden - gerade weil es bereits rein historisch zu werden droht.

## **2. Auschwitz als Ende und Wende?**

Die Frage, ob es zu einer Reformation, zu einer Umkehr aus der Wurzel im Verhältnis zwischen Christen und Juden kommt, entscheidet sich zumindest in diesem Lande letztlich immer wieder daran, wie wir Christen uns zu Auschwitz verhalten, wie wir Christen es für uns selbst einschätzen. Ob wir es also wirklich das Ende, die Unterbrechung sein lassen, die es war, die Katastrophe unserer Geschichte, aus der man nur durch eine radikale Wende, anhand von neuen Maßstäben herausfindet, oder ob es uns doch nur als ein monströser Betriebsunfall in dieser Geschichte gilt, der ihren Lauf nicht berührt.

Was ich persönlich meine, als Ende und Wende für uns Christen, möchte ich durch eine Gesprächserinnerung verdeutlichen. Ende 1967 fand in Münster eine Podiumsdiskussion zwischen dem tschechischen Philosophen Milan Machovec, Karl Rahner und mir statt. Gegen Ende des Gesprächs erinnerte Machovec an Adornos Wort "Nach Auschwitz gibt es keine Gedichte mehr" ( und dieses Wort, das heute allenthalben als übertrieben und längst dementiert gilt - zu Unrecht, wie ich meine, jedenfalls wenn man es auf die Juden selbst bezieht: Sind nicht Paul Celan, Thadeus Borowski, Nelly Sachs u. a., allesamt zum Dichten wie kaum andere geboren, schließlich an der Unaussprechlichkeit dessen, was in Auschwitz geschah und wovon doch zu reden gewesen wäre, zugrunde gegangen?), Machovec also zitierte Adornos "Nach Auschwitz gibt es keine Gedichte mehr", und er fragte mich, ob es denn für uns Christen nach Auschwitz noch Gebete geben könne. Ich hatte schließlich geantwortet, was ich auch heute antworten würde: Wir können nach Auschwitz beten, weil auch in Auschwitz gebetet wurde.

Nimmt man diese Auskunft exklusiv, mag sie übertrieben klingen wie Adornos Wort. Ich halte sie indes für keine Übertreibung. Wir Christen kommen niemals mehr hinter Auschwitz zurück; über Auschwitz hinaus aber kommen wir, genau besehen, nicht mehr allein, sondern nur noch mit den Opfern von Auschwitz. Das ist in meinen Augen die Wurzel der jüdisch-christlichen Ökumene. Die Wende im Verhältnis zwischen Juden und Christen entspricht der Radikalität des in Auschwitz hereingebrochenen Endes. Nur wenn wir ihm standhalten, werden wir erkennen, was es um das "neue" Verhältnis zwischen Juden und Christen ist oder doch sein könnte.

Auschwitz standhalten heißt keineswegs, es begreifen. Wer hier begreifen wollte, hätte nichts begriffen. Unbegreiflich, wie es uns aus unserer jüngsten Geschichte entgegenstarrt, entzieht es sich jedem Versuch, sich mit ihm schiedlich-friedlich zu versöhnen und es dann aus unserem Bewußtsein zu verabschieden. ‚Objektiv‘ sind hier nur die Affizierten, die Trauernden. Und die Büßenden.

Angesichts von Auschwitz gibt es keine Stimmhaltung, keine Verhältnislosigkeit; sie wäre, wo sie versucht wird, schon wieder geheime Komplizenschaft mit dem unbegriffenen Grauen.

Wie aber sollen wir Christen damit fertig werden? Wir werden es uns jedenfalls versagen, das Leiden des jüdischen Volkes von uns aus heilsgeschichtlich zu deuten. *Wir* haben dieses Leid in keinem Fall zu mystifizieren! *Wir* begegnen in diesem Leid zunächst nur dem Rätsel unserer eigenen Fühllosigkeit, dem Geheimnis unserer eigenen Apathie, nicht aber den Spuren Gottes.

Ich halte jede christliche Theodizee (also jeden Versuch der sog. "Rechtfertigung Gottes") und jede Rede von "Sinn" im Angesichte von Auschwitz, die außerhalb oder oberhalb dieser Katastrophe ansetzt, für Blasphemie. Sinn, gar göttlichen, gibt es da für uns nur insoweit anzurufen, als er auch in Auschwitz selbst nicht preisgegeben wurde. Das aber heißt, daß wir

Christen um unserer selbst willen fortan auf die Opfer von Auschwitz angewiesen sind - und zwar in einem geradezu *heilsgeschichtlichen* Bündnis, wenn das Wort "Geschichte" in dem christlichen Wort "Heilsgeschichte" einen bestimmten Sinn behalten und nicht nur als Vorwand für eine triumphalistische Heilsmetaphysik fungieren soll, die niemals aus Katastrophen lernt, nie in Katastrophen sich wendet, weil es für sie solche Sinnkatastrophen eigentlich gar nicht gibt.

Dieses heilsgeschichtliche Bündnis müßte schließlich auch das wurzelhafte Ende jeder Verfolgung von Juden durch Christen bedeuten. Wenn es je wieder eine Verfolgung gäbe, könnten sie eigentlich nur gemeinsam verfolgt werden, Juden *und* Christen, wie es einmal in den Anfängen war: Die frühen Christenverfolgungen waren bekanntlich auch Judenverfolgungen; beide wurden, weil sie sich gemeinsam weigerten, den römischen Kaiser als Gott anzuerkennen und damit die Grundlagen der politischen Religion Roms in Frage stellten, als "Atheisten" und "Hasser des Menschengeschlechtes" gebrandmarkt und zu Tode verfolgt.

### **3. Jüdisch-christlicher Dialog im Eingedenken von Auschwitz**

Wenn man die Zusammenhänge so sieht, kann sich die Frage, ob die Christen in ihrem Verhältnis zu den Juden nun endlich von der Missionierung zum Dialog übergehen, eigentlich nicht mehr stellen. Selbst "Dialog" scheint als Kennzeichnung dieses Zusammenhangs eher schwach und unangemessen. Immerhin, was heißt Dialog zwischen Juden und Christen im Eingedenken von Auschwitz? Diese Frage zu stellen scheint mir wichtig, obwohl, nein: weil der christlich-jüdische Dialog z. Z. Konjunktur hat und weil es Organisationen und Institutionen gibt, die sich um ihn bemühen.

1. Christlich-Jüdischer Dialog im Eingedenken von Auschwitz heißt für uns Christen zunächst: Nicht wir haben das erste Wort, nicht wir eröffnen diesen Dialog. Opfern bietet man keinen Dialog an. Zu einem Gespräch kann es nur kommen, wenn die Opfer selbst zu sprechen beginnen. Und dann ist es unsere erste Christenpflicht, zuzuhören, endlich einmal zuzuhören, dem, was Juden von sich selbst und über sich selbst sagen. Täusche ich mich, wenn ich den Eindruck habe, dass wir Christen in diesem Dialog selbst schon wieder viel zuviel reden, viel zuviel von uns und *unseren* Vorstellungen über das jüdische Volk und seine Religion? Daß wir schon wieder viel zu schnell Vergleiche anstellen, situations- und gedächtnislose, subjektlose Vergleiche, "dogmatische Vergleiche", wohlwollender zwar und versöhnlicher gestimmt als früher, aber ebenso ahnungslos, weil wir schon wieder nicht hinhören, so daß schließlich das Gespräch, das noch nie wirklich gelungen war, auch diesmal wieder zu scheitern droht -? Weil wir schon wieder nicht hinsehen und lieber über "das Judentum" als zu "den Juden" sprechen?

Haben wir in den letzten Jahrzehnten wirklich zugehört, hingehört? Wissen wir heute tatsächlich mehr von den Juden und ihrer Religion? Hören wir aufmerksamer die Prophetie ihrer Leidensgeschichte? Oder fängt die Ausbeutung nicht schon wieder an, diesmal sublimer, weil unter dem Zeichen der Judenfreundlichkeit? Jene Beraubung etwa, die geschieht, wenn wir Textstücke der jüdischen Tradition als Illustrationsmaterial für unsere christliche Predigt herausgreifen, wenn wir mit Vorliebe Chassidische Geschichten zitieren – ohne auch nur einen Gedanken auf jene Leidenssituation zu verwenden, aus der sie entstanden sind und die offensichtlich zu ihrer Wahrheit gehört?

2. Für den Dialog zwischen Juden und Christen gibt es keine vorgefaßten Muster, die aus dem vertrauten Repertoire der innerchristlichen Ökumene abzuholen wären. Alles ist an Auschwitz zu messen. Auch unsere christliche Art, die *Wahrheitsfrage* ins Spiel zu bringen. Ökumene, so hört man sagen, könne niemals an der Wahrheitsfrage vorbei gelingen, sie müsse sich deshalb immer wieder an ihr orientieren. Gewiß. Aber sich der Wahrheit stellen heißt hier zunächst: der Wahrheit von Auschwitz nicht ausweichen und die Entschuldigungsmythen und Verharmlosungsmechanismen die längst unter Christen grassieren, rückhaltlos entlarven: Das wäre ökumenischer Dienst an der einen Wahrheit! Im übrigen empfiehlt sich für Christen gerade im Gespräch mit den Juden ein höchst sensibler Umgang mit dem Begriff der Wahrheit. Zu oft nämlich wurde er bzw. das, was Christen allzu sieghaft und mitleidlos für ihn ausgaben, zur Waffe, zur Folter und zum Verfolgungsinstrument gegenüber den Juden. Das keinen Augenblick zu vergessen gehört auch zur Wahrheitspflege im christlich-jüdischen Dialog!

Und auch dies: daß wir Christen vorsichtiger sind mit großen Worten über uns selbst und großen Vergleichen in diesem christlich-jüdischen Dialog. Wer wagte es, angesichts von Auschwitz unser Christentum die "eigentliche" Religion der Leidenden, die "eigentliche" Religion der Verfolgten, die "eigentliche" Religion der Zerstreuten zu nennen? Vorsicht und Diskretion, die ich hier meine, das theologische Sparsamkeitsprinzip, das ich hier empfehle: dies alles hat nichts mit Defätismus gegenüber der Wahrheitsfrage zu tun. Es ist Ausdruck des Mißtrauens gegenüber einer situations- und gedächtnislosen, sog. rein lehrhaften Ökumene. Nach Auschwitz darf es eigentlich keinen subjekt- und situationslosen theologischen "Tiefsinn" mehr geben. Er wäre die eigentliche theologische Oberflächlichkeit! Mit Auschwitz ist das Zeitalter der subjekt- und situationslosen theologischen Systeme endgültig abgelaufen! Deshalb auch zögere ich bei allen noch so wohlgemeinten und milde gestimmten systematischen Lehrvergleichen, bei allen Versuchen, "das theologisch Gemeinsame" herauszustellen. Mir geht das alles zu schnell. Hat es im übrigen diese Gemeinsamkeiten nicht schon immer gegeben? Und warum haben sie die Juden nicht vor der aggressiven Verachtung der Christen bewahren können? Liegen hier die Probleme nicht tiefer? Kann unsere Theologie vor und nach Auschwitz je die gleiche sein?

3. Noch in anderer Hinsicht fällt das jüdisch-christliche Gespräch nach Auschwitz aus jeder ökumenischen Schablone. Der jüdische Partner in diesem gesuchten neuen Verhältnis wäre m. E. nicht nur der im konfessionellen Sinn religiöse Jude, sondern *der von Auschwitz bedrohte Jude überhaupt*. Jean Améry hat es kurz vor seinem Tode so gesagt: "Im Höllenkreis (von Auschwitz) wurden nun die Unterschiede erst so recht spürbar und brannten sich uns in die Haut wie die tätowierten Nummern, mit denen man uns zeichnete. Alle ‚arischen‘ Häftlinge befanden sich im Abgrund noch auf einer nur nach Lichtjahren zu messenden Höhe *über* uns, den Juden... Der Jude war das Opfertier. Er hatte den Kelch zu trinken - bis zum allerbittersten Ende. Ich trank. Und dies wurde mein Judesein."

#### 4. Christentum und Theologie nach Auschwitz

Natürlich hängt die gesuchte Ökumene zwischen Christen und Juden nicht nur an der Bereitschaft der Christen, endlich zuzuhören und die Juden als Juden, das heißt als jüdisches Volk und als jüdische Geschichte, zu Wort kommen zu lassen. Sie enthält auch ein tiefgreifendes *theologisches* Problem, nämlich die Frage, ob und wie weit das Christentum bereit und fähig ist, die messianische Tradition des Judentums in ihrer unüberholten Eigenständigkeit, sozusagen in ihrer fortdauernden messianischen Dignität anzuerkennen - ohne daß das Christentum das von ihm vertretene christologische Geheimnis verrät oder herabsetzt. Diese Frage ist wiederum nicht abstrakt zu erörtern, sondern im Eingedenken von Auschwitz. *Muß nicht Auschwitz der Anlaß für eine radikale Rückfrage des Christentums und der Theologie nach sich selbst sein*, eine Rückfrage, ohne die es für Christen keine neue ökumenische Würdigung der jüdischen Religion und der jüdischen Geschichte geben wird? Ich möchte einige mir wichtig erscheinende Elemente dieser Rückfrage kurz entfalten; sie enthalten übrigens ebenso viele Hinweise auf immer wieder auftauchende und deshalb *quasi konstitutionelle Gefahren* im Christentum und seiner Theologie.

1. Hat sich das Christentum im Verlauf der Geschichte, im abstrakten Unterschied zum Judentum, nicht zu sehr als rein "affirmative Religion" interpretiert, sozusagen als theologische *Siegerreligion* mit einem Überschuß an Aptworten und einem entsprechenden Mangel an leidenschaftlichen Fragen? Wurde in der Christologie die Hiobfrage nicht häufig zu sehr verdrängt oder herabgesetzt, so daß das Bild des Sohnes, der an Gott leidet und an dessen Ohnmacht in der Welt, mit allzu sieghaften Zügen ausgestattet wurde? Und gibt es deshalb nicht die Gefahr einer christologischen Engführung der Leidensgeschichte der Welt? Ich will das kurz mit einigen Sätzen aus dem Synodendokument "Unsere Hoffnung" erläutern: "Haben wir ... in der Geschichte unserer Kirche und des Christentums sein hoffnungsschaffendes Leid nicht zu sehr von der einen Leidensgeschichte der Menschheit abgehoben? Haben wir durch die ausschließliche Beziehung des christlichen Leidensgedankens auf sein Kreuz und auf uns, die ihm Nachfolgenden, nicht Zwischenräume in unserer Welt geschaffen, Zwischenräume des ungeschützten fremden Leidens? Sind wir Christen diesem Leiden gegenüber nicht oft in einer erschreckenden Weise fühllos und gleichgültig gewesen?" So als falle dieses Leiden gewissermaßen in den "rein profanen" Bereich, so als könnten wir uns diesem Leiden gegenüber als die großen Sieger verstehen. So als hätte dieses Leid keine sühnende Kraft und als lebten wir nicht auch zu Lasten dieser Leiden. Wie anders ließe sich sonst schließlich jene Leidensgeschichte verstehen, die die Christen durch die Jahrhunderte dem jüdischen Volk bereitet oder vor dem sie es doch nicht bewahrt haben? Zeigte da unsere Einstellung nicht die typischen Züge der Apathie und Fühllosigkeit der Sieger?

2. Hat sich das Christentum, gerade im Vergleich mit der jüdischen Religion, nicht immer wieder seine eigene *messianische Schwäche* verborgen? Schlägt im Christentum nicht immer wieder ein gefährlicher heilsgeschichtlicher Triumphalismus durch, den gerade die Juden in besonderer Weise zu spüren bekommen? Ist er aber die unvermeidliche Konsequenz aus dem Glauben der Christen an das in Christus endgültig verbürgte Heil? Haben nicht vielmehr auch die Christen noch etwas zu erwarten und zu befürchten - nicht nur für sich selbst, sondern für die Welt und die Geschichte im ganzen? Müssen nicht auch die Christen ihr Haupt erheben dem messianischen Tag des Herrn entgegen? Welchen intelligiblen Rang aber hat für christliche Theologen eigentlich die erzchristliche Lehre von der Erwartung des messianischen Tages des Herrn? Welche Bedeutung hat sie - nicht nur als (ohnehin meist ratlos oder verschämt behandelte) Inhalt christlicher Theologie, sondern als Prinzip theologischer Erkenntnis? Hätte sie eine (oder hätten Christen sie an Auschwitz neu entdeckt), dann

würde sie als erstes verständlich machen, daß messianisches Vertrauen nicht identisch ist mit der unter Christen häufig herrschenden Sinneuphorie, die sie so unempfänglich macht gegenüber apokalyptischen Bedrohungen und Gefährdungen inmitten unserer Geschichte und die sie mit der Apathie der Sieger auf fremdes Leid reagieren läßt? Und sie würde christlicher Theologie vielleicht bewußter machen, wie sehr die apokalyptisch-messianische Weisheit des Judentums im Christentum gesperrt und verdrängt ist. Wenn für mich die Gefahr jüdischer Messianität darin besteht, daß sie alle Versöhnung für unsere Gegenwart immer wieder suspendiert, dann besteht für mich die Gefahr christlich verstandener Messianität darin, daß sie die in Christus begründete Versöhnung zu sehr in unsere Gegenwart einschließt und dem jeweils gegenwärtigen Christentum nur allzugern ein Zeugnis seiner moralischen und politischen Unschuld ausstellt.

Wo sich das Christentum seine eigene messianische Schwäche sieghaft verbirgt, verkümmert in zunehmendem Maße auch das Sensorium für Gefahren und Untergänge. Die Theologie verliert das Organ für geschichtliche Unterbrechungen und Katastrophen. Hat sich unser christlicher Glaube an das in Christus verbürgte Heil nicht unter der Hand zu einer Art Sinnoptimismus verdinglicht, der radikale Unterbrechungen und Sinnkatastrophen gar nicht mehr so recht wahrzunehmen vermag? Gibt es nicht so etwas wie eine typisch christliche Verblüffungsfestigkeit im Angesichte solcher Katastrophen? Und gilt das nicht in besonderer Weise hinsichtlich des durchschnittlichen christlichen (und theologischen) Verhaltens gegenüber Auschwitz?

3. Zeigt sich in der Geschichte unseres Christentums nicht ein *drastisches Defizit an politischer Widerstandsgeschichte* und ein Übermaß an politischer Anpassungsgeschichte? Hier liegt für mich eigentlich der entscheidende Punkt bei der Rückfrage der Christen und der Theologie nach sich selbst im Eingedenken von Auschwitz. In den geschichtlichen Anfängen des Christentums, davon war schon die Rede, wurden die Juden und Christen gemeinsam verfolgt. Die Verfolgung der Christen ging, wie wir wissen, bald zu Ende, die der Juden jedoch ging weiter und steigerte sich durch die Jahrhunderte ins Ungemessene. Gewiß gibt es für diesen unterschiedlichen geschichtlichen Verlauf bei Christen und Juden vielfache Gründe, und nicht alle sind etwa kritisch gegen das Christentum zu wenden. Gleichwohl drängt sich mir bei dieser Beobachtung eine Rückfrage an unser Christentum und seine Theologie auf, die mich seit langem beunruhigt und die m. E. jede Theologie nach Auschwitz affizieren müßte: Hat das Christentum jenes messianische Heil, das Jesus verkündet hat, nicht zu strikt verinnerlicht und individualisiert? Und war es nicht gerade diese strikte Verinnerlichung und Individualisierung des messianischen Heilsgedankens, die das Christentum - von seinen paulinischen Anfängen her - immer eher als das Judentum in die Lage versetzte, sich mit den vorgegebenen politischen Verhältnissen zu arrangieren und sich mit den vorhandenen politischen Mächten mehr oder minder widerspruchslos zu vermitteln und zu versöhnen? Ist das Christentum vielleicht nur deshalb "besser daran", ist seine zweitausendjährige Geschichte vielleicht nur deswegen weniger als die der Juden eine Geschichte des Leidens, der Verfolgung und der Zerstreuung, weil mit ihm eben immer eher „ein Staat zu machen“ war? Hatte aber Bismarck nicht etwas ganz Richtiges gesehen, wenn er sagte, mit der Bergpredigt sei "kein Staat zu machen"? Wäre es dann aber ein Vorzug, gar ein messianischer, wenn die Christen es offensichtlich immer besser als die Juden verstanden haben, ihr Heilsverständnis aufgrund strikter Verinnerlichung und Individualisierung den politischen Mächten anzugleichen? Wäre in der Geschichte des Christentums nicht eigentlich mit weit mehr Konflikten gegenüber den politischen Mächten zu rechnen gewesen – ähnlich der Leidens- und Verfolgungsgeschichte des jüdischen Volkes? Gibt es im Christentum nicht ein bestürzendes Defizit an politischer Widerstandsgeschichte und ein Übermaß an politischer Anpassungs- und

Gehorsamsgeschichte? Und ist es schließlich nicht so, daß wir Christen an der Leidensgeschichte dieses jüdischen Volkes eher jenes konkrete Schicksal entdecken können, das Jesus den Seinen vorausgesagt hat, als an der tatsächlichen Geschichte unseres Christentums? Ich möchte als christlicher Theologe diese Frage, die mich gerade im Angesichte von Auschwitz beunruhigt, vor Ihnen nicht verschweigen. Sie ließ mich auch eine *"politische Theologie"* entwerfen und treiben, die mit ihrem (mehr an den Synoptikern als an paulinischen Traditionen orientierten) Programm der Entprivatisierung gerade diesen Gefahren einer strikten Verinnerlichung christlichen Heils, also der Gefahr einer unkritischen Versöhnung des Christentums mit vorgegebenen politischen Mächten entgegenarbeiten will. Nach Auffassung dieser Theologie ist es gerade die strikt unpolitische Interpretation des Christentums, die undialektische Verinnerlichung und Individualisierung seiner Inhalte, die immer wieder der zu einer unkritischen, gewissermaßen nachträglichen Politisierung des Christentums geführt haben. Das Christentum der Nachfolge muß aber nicht nachträglich - durch Kopierung oder Imitierung bereits anderweitig vorhandener politischer Handlungsmuster und Machtkonstellationen - politisiert werden; es ist in sich selbst als messianische Praxis der Nachfolge politisch - es ist mystisch und politisch zugleich! Und es führt uns in eine Verantwortung nicht nur für das, was wir tun oder nicht tun, sondern auch für das, was wir zulassen, daß es anderen - in unserer Gegenwart, vor unseren Augen - geschehe.

4. Verbirgt sich das Christentum nicht zu sehr den praktischen *Kern* seiner Botschaft? Immer wieder hört man, die jüdische Religion sei primär praxisorientiert und weniger an der Einheit der Lehre interessiert, das Christentum hingegen sei primär Glaubenslehre und aus dieser Differenz ergäbe sich eine beträchtliche Schwierigkeit für die jüdisch-christliche Ökumene. *Doch auch das Christentum ist nicht in erster Linie eine Doktrin, die es möglichst "rein" zu halten gilt, sondern eine Praxis, die es radikaler zu leben gilt!* Diese messianische Praxis der Nachfolge, der Umkehr, der Liebe und des Leidens kommt nicht nachträglich zum christlichen Glauben hinzu, sie ist realer Ausdruck dieses Glaubens. Schließlich muß gerade auch der christliche Glaube so geglaubt werden, daß er nie bloß geglaubt, sondern - in der messianischen Praxis der Nachfolge - getan wird. Nun gibt es freilich ein Christentum des nur geglaubten Glaubens, ein Überbau-Christentum zu unseren eigenen Interessen, *ein Christentum als bürgerliche Religion*: ein Christentum, das nicht nachfolgt, sondern an die Nachfolge glaubt und unter dem Deckmantel der geglaubten Nachfolge die eigenen Wege geht; ein Christentum, das nicht mitleidet, sondern an das Mitleiden glaubt und unter dem Deckmantel des geglaubten Mitleidens jene Apathie pflegt, die uns Christen schließlich auch so unangefochten mit dem Rücken zu Auschwitz weiterglauben, weiterbeten ließ und die uns, um ein Wort Bonhoeffers aufzugreifen, in der Zeit der Judenverfolgung gregorianisch singen ließ, ohne daß wir gleichzeitig für die Juden geschrien hätten. *Hier*, in diesem Zerfall der messianischen Religion zur rein bürgerlichen Religion, liegt für mich eine der entscheidenden Wurzeln im gegenwärtigen Christentum für das christliche Versagen in der Judenfrage und schließlich auch dafür, daß wir Christen, aufs ganze gesehen, unfähig blieben, wirklich zu trauern und wirklich zu büßen, und daß unsere Kirchen auch nicht der großen gesellschaftlichen Schuldverdrängung in den Jahren nach dem letzten Krieg widerstanden haben.

Vermutlich gibt es noch andere wichtige christlich-theologische Rückfragen im Eingedenken von Auschwitz, von denen her sich ein Weg eröffnet zu einer Ökumene zwischen Christen und Juden. Gewiß müßten nun auch im einzelnen die Wurzeln des Antisemitismus im Christentum selbst, in seiner Lehre und seiner Praxis, aufgedeckt werden. Hier spielt m. E. immer wieder jenes Verhältnis

der "heilsgeschichtlichen Substitution" eine Rolle, in dem sich die Christen den Juden gegenüber sahen und das dazu geführt hat, daß die Juden weder als Partner noch als Gegner - auch Gegner haben ein Antlitz! - wirklich angenommen, sondern daß sie zu einer überholten heilsgeschichtlichen Voraussetzung vergegenständlicht wurden. Doch kann diese formelle innerchristliche Antisemitismusforschung hier nicht geschehen; sie überstiege bei weitem den hier gesteckten Rahmen. Noch weniger kann ich hier auf die Wurzeln des Antisemitismus in jenen deutschen Philosophien 19. Jahrhunderts eingehen, die ihrerseits wieder die theologische Gedanken- und Kategorienwelt unseres Jahrhunderts nachhaltig geprägt haben.

Was christliche Theologen für die Ermordeten von Auschwitz und damit auch für eine künftige christlich-jüdische Ökumene „tun“ können, ist in jedem Falle dies: *keine Theologie mehr zu treiben, die so angelegt ist, daß sie von Auschwitz unberührt bleibt bzw. unverurteilt bleiben konnte*. In diesem Sinne gebe ich meinen Studenten ein scheinbar sehr einfaches, aber eigentlich höchst anspruchsvolles Kriterium zur Beurteilung der theologischen Szene an die Hand: Fragt euch, ob die Theologie, die ihr kennenlernt, so ist, daß sie vor und nach Auschwitz eigentlich die gleiche sein könnte. Wenn ja, dann seid auf der Hut!

## 5. Revisionen

Die Frage, ob wir zwischen Christen und Juden zu einer Ökumene gelangen, in deren Anerkennung die Juden sich nicht selbst verleugnen müssen, entscheidet sich letztlich daran, ob dieser ökumenische Schritt auch kirchlich und gesellschaftlich gelingt. Theologische Versöhnungsarbeit bleibt, wenn sie sich nicht kirchlich und gesellschaftlich einwurzeln läßt, wenn sie also nicht die Seele des Volkes berührt, allenthalben ein Oberflächenphänomen. Ob und wie bei uns diese Einwurzelung gelingt, hängt m. E. nochmals an der Art, wie sich gerade unsere Kirchen - in ihren Autoritäten und an ihrer Basis - zu Auschwitz verhalten.

Was denn geschieht in unseren Kirchen? Drohen die „Wochen der Brüderlichkeit“ nicht allmählich zu einer Farce zu werden? Belegen sie nicht weit mehr die Isolation als die Bruderschaft? Wer kümmert sich um die neu aufkeimenden Verfolgungsängste der Juden unter uns? Die katholische Kirche in der Bundesrepublik hat sich in ihrem Synodenbeschluß „Unsere Hoffnung“ für ein neues Verhältnis zur Glaubensgeschichte des jüdischen Volkes ausgesprochen und sich zu seiner besonderen Aufgabe und Sendung in diesem Zusammenhang bekannt. Die Entstehungsgeschichte dieses Textabschnittes der Synode könnte belegen, wie auch hier, in der verabschiedeten Endfassung, Beschwichtigung- und Entschuldigungstendenzen durchschlugen. Immerhin, nähme man ihn auch nur in dieser Beschlußform wirklich ernst! "Wir waren in dieser Zeit des Nationalsozialismus, trotz beispielhaften Verhaltens einzelner Personen und Gruppen, aufs ganze gesehen doch eine kirchliche Gemeinschaft, die zu sehr mit dem Rücken zum Schicksal dieses verfolgten jüdischen Volkes weiterlebte, deren Blick sich zu stark von der Bedrohung ihrer eigenen Institutionen fixieren ließ und die zu den an Juden und Judentum verübten Verbrechen geschwiegen hat."

Hat jedoch inzwischen nicht längst das große Vergessen eingesetzt? Die Toten von Auschwitz hätten eigentlich alles verändern müssen; nichts mehr hätte so sein dürfen wie vorher, in unserem Volk nicht, in unseren Kirchen nicht. Vor allem in den Kirchen nicht. Wenigstens sie hätten die seelische Katastrophe wahrnehmen müssen, die Auschwitz bedeutete und die weder unser Volk noch unsere Kirchen unbeschädigt ließ. Doch wohin sind wir als Christen und Bürger in diesem Land geraten? Nicht nur, daß alles so kam, als wäre Auschwitz eben doch nur ein Betriebsunfall gewesen, wenn auch ein bedauerlicher; es gibt bereits Anzeichen dafür, daß man bei uns schon wieder beginnt, die



Ursachen für das Grauen von Auschwitz nicht nur bei den Mördern und Verfolgern, sondern auch bei den Opfern und Verfolgten selbst zu suchen. Wie lange sollen wir denn noch die Büsserhemden tragen, fragen vor allem jene, die sie vermutlich nie angehabt haben. Und wem kommt schon in den Sinn, die Opfer selbst zu fragen, wie lange wir denn zu büßen hätten und ob es hier überhaupt so etwas wie eine "Verjährung" geben könne. Der Wille zur Verjährung in dieser Frage ist in meinen Augen weniger der Ausdruck für einen christlich motivierten Vergebungswillen (*wir* haben da ja auch kaum zu vergeben!) als vielmehr der Versuch unserer Gesellschaft und unseres Christentums (!), sich - endlich - selbst freizusprechen und über dem Abgrund des Grauens - endlich - „reinen Tisch“ zu machen.

Angesichts dieser Situation wird deutlich: die Begründung für ein neues Verhältnis der Christen zu den Juden im Eingedenken von Auschwitz darf nicht bei Erzeugung eines diffusen Versöhnungsgefühls stehenbleiben, nicht bei einer ebenso wohlfeilen wie folgenlosen Judenfreundlichkeit (die ja nicht selten Anzeichen für eine unbewältigte Judenfeindlichkeit ist). Sie muß auf eine praktische Revision unseres Bewußtseins zielen.

So zum Beispiel darf das gesuchte neue dialogische Verhältnis, soll es wirklich gelingen nicht ein Dialog der theologischen und kirchlichen Profis bleiben.

Diese Ökumene müßte sich gerade im Volk einwurzeln, in der Pädagogik des Alltags, in der Verkündigung des Sonntags, in Kirchengemeinden, Familien, Schulen und anderen Basisinstitutionen. Neue Traditionen werden bekanntlich nicht in Oberseminaren und Akademien gestiftet, auch nicht in gelegentlichen Feierstunden. Sie werden nur entstehen, wenn sie in einem beharrlichen Bildungsprozeß die Seelen der Menschen berühren, wenn sie zum Milieu der Seele werden. Was aber geschieht hier in unseren Kirchen und Schulen tatsächlich? Nicht zuletzt auch in den Kirchen und Schulen auf dem Lande, auf dem sog. christlichen Lande -? Gewiß hat der Antisemitismus auf dem Lande unterschiedliche Ursachen; aber nicht zuletzt auch solche, die mit der religiösen Erziehung zusammenhängen. In meiner ländlichen Heimat, in einem typisch katholischen Milieu, blieben „die Juden“ auch nach dem Kriege eine augenlose Größe, ein vages Klischee; Anschauungen für „die Juden“ holte man sich am ehesten aus - Oberammergau.

Es gibt Historiker, die die Auffassung vertreten, im deutschen Volk der Nazizeit habe es auch nicht wesentlich mehr Antisemitismus gegeben als in manchen anderen Ländern Europas. Ich persönlich bezweifle das, aber wenn es stimmen sollte, erweckte das eine um so ungeheuerlichere Vermutung, wie sie einer dieser Historiker auch schon vor Jahren formuliert hat: Sollten die Deutschen die äußerste Konsequenz des Antisemitismus: die Ausrottung der Juden, nur deswegen gezogen haben} weil sie - *befohlen* war, also aus nackter Autoritätshörigkeit? Wie immer der Zusammenhang im einzelnen war, liegt hier, das ist oft genug schon festgestellt worden, eine "typisch deutsche Gefahr". Und deshalb ist, gerade auch im Blick auf unsere Frage, nichts wichtiger als eine sowohl gesellschaftlich wie kirchlich energisch gestützte Erziehung zu kritischem Gehorsam und kritischer Solidarität, gegen Konfliktscheu und erfolgreiches Jasagertum, gegen Opportunismus und Mitläufertum. Ich zitiere in diesem Zusammenhang, ohne weitere Argumentation, aus den Gedanken einer jungen Jüdin, die als Lehrerin in der Bundesrepublik tätig war, zur Woche der Brüderlichkeit: „Zwei Worte habe ich in der Schule gelernt, von denen ich nicht im entferntesten ahnte, welche Bedeutung sie haben. Das eine Wort ist ‚formaljuristisch‘ und das andere ‚Rechtsunsicherheit‘. Jedes Geschehen in der Schule, und ich nehme an, auch jeder anderen Institution, muß formaljuristisch abgesichert sein, auch wenn es zu unsinnigem Verhalten kommt... Wohin ich auch blicke, ich sehe nur vorbildliche Demokraten , die wortgetreu, frei von jeder Vernunft und Gefühl Gesetze,

Anweisungen, Verordnungen, Vorschriften, Richtlinien und Erlasse befolgen. Die wenigen, die sich dagegen auflehnen, die ein wenig Individualismus und Zivilcourage zeigen, werden systematisch verschüchtert und verängstigt ... Das ist der Grund, warum ich mich mit Deutschen nicht verbrüdere, warum ich die Woche der Brüderlichkeit ablehne und mir die Seele kocht bei dem Geschwätz von den lieben jüdischen Mitbrüdern; diejenigen, die heute großartig von Toleranz reden, würden wiederum funktionieren wie Maschinen, denen man ein neues Programm eingegeben hat!"

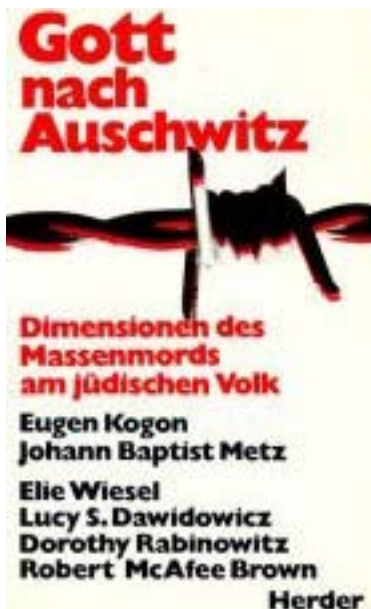
Zu Beginn hatte ich davon gesprochen, daß Auschwitz von uns nur moralisch erinnert werden könne, nicht "rein historisch". Diese moralische Erinnerung der Judenverfolgung berührt schließlich auch das Verhältnis der Menschen dieses Landes zum *Staate* Israel. *Wir* haben da keine Wahl (und darauf bestehe ich auch gegenüber meinen linken Freunden). *Wir* müßten jedenfalls die letzten sein, die den Juden, nachdem sie in der jüngsten Geschichte unseres Landes an den Rand der totalen Vernichtung gebracht wurden, nun ein übertriebenes Sicherheitsbedürfnis vorwerfen, und *wir* müßten die ersten sein, die der Versicherung der Juden Glauben schenken, daß sie ihren Staat nicht aus zionistischem Imperialismus, sondern als "Haus gegen den Tod", als letzte Zufluchtsstätte eines durch die Jahrhunderte verfolgten Volkes verteidigen.

## 6. Ökumene in messianischer Perspektive

Die hier erörterte Ökumene zwischen Juden und Christen im Eingedenken von Auschwitz führt keineswegs an den Rand der innerchristlichen Ökumene, sondern in ihr Zentrum. Schließlich wird - dies ist meine feste Überzeugung - die Ökumene unter den Christen nicht voran und schon gar nicht zu einem guten Ende kommen, wenn sie nicht endlich die biblisch-messianischen Proportionen der Ökumene überhaupt zurückgewinnt, d. h., wenn sie nicht den vergessenen und verdrängten Partner von Anbeginn, das jüdische Volk und seine messianische Religion, erkennt und anerkennt. So verstehe ich die Mahnung

Karl Barths in seinem "Ökumenischen Testament" von 1966: "Wir wollen nicht vergessen, daß es schließlich nur eine tatsächlich große ökumenische Frage gibt: unsere Beziehung zum Judentum." Wir werden als Christen untereinander nur zusammenkommen, wenn wir gemeinsam ein neues Verhältnis zum jüdischen Volk und seiner Religion gewinnen, nicht an Auschwitz vorbei, sondern als die Gestalt von Christentum, die uns nach Auschwitz allein vergönnt und freilich auch zugemutet ist. Denn, ich wiederhole: Wir Christen kommen niemals wieder hinter Auschwitz zurück; über Auschwitz hinaus aber kommen wir, genau gesehen, nicht mehr allein, sondern nur noch zusammen mit den Opfern.

Und so könnte es eines Tages, vorsichtig sei es angedeutet, zu einer Art *Koalition des messianischen Vertrauens* zwischen Juden und Christen gegenüber der Apotheose der Banalität und des Hasses in unserer Welt kommen. Schließlich sollte ja die Erinnerung an Auschwitz gemeinsam unsere Sinne schärfen für gegenwärtige Vernichtungsvorgänge in Ländern, in denen an der Oberfläche "Ruhe und Ordnung" herrscht wie einst in Deutschland zur Nazizeit.



Den Beitrag in voller Länge finden Sie in:

Kogon, Eugen / Metz, Johann Baptist (Hg.) (1989): **Gott nach Auschwitz – Dimensionen des Massenmordes am jüdischen Volk**. Herder, Freiburg.